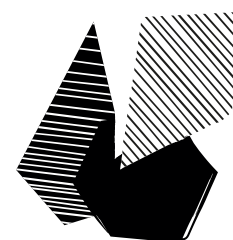


**Behinderung  
im Spielplan**

**Zugänge  
in den Kulturbetrieb**

Eine Broschüre von



**Diversity  
Arts Culture**

Berliner Projektbüro  
für Diversitätsentwicklung

# Vorwort

„Kultur für alle!“ – Auf diesen Anspruch beruft sich der Kulturbetrieb gern und behauptet gleichberechtigten Zugang zu Kunst und Kultur. Doch wenn man sich anschaut, wer hinter den Kulissen arbeitet, wer im künstlerischen Programm repräsentiert ist und wer als Publikum in den Genuss von Kunst kommt, wird schnell deutlich, dass Menschen mit Behinderungen im Kulturbetrieb unterrepräsentiert sind. Und das, obwohl die UN-Behindertenrechtskonvention, die 2009 in Kraft getreten ist, sehr deutlich den Abbau von Barrieren und das Schaffen von Zugängen fordert und sie als gesamtgesellschaftliche Aufgabe formuliert. Die Beseitigung der – strukturellen und alltagspraktischen – Barrieren fällt nicht in den privaten Verantwortungsbereich von Menschen mit Behinderung. Sie ist eine öffentliche Aufgabe, die Kulturpolitik und öffentlich geförderte Institutionen in die Praxis umsetzen müssen.

Viele Kulturinstitutionen haben in den letzten Jahren erste Schritte unternommen, um zugänglicher zu werden. In unseren Beratungsgesprächen hat sich allerdings gezeigt, dass dabei oft der direkte Kontakt und fachliche Austausch mit behinderten Kulturschaffenden fehlen. So werden Maßnahmen zur Umsetzung von Barrierefreiheit losgelöst von tatsächlichen Bedarfen entwickelt und bleiben häufig auf physische Barrieren oder technische Lösungen beschränkt. Die Erkenntnis, dass gleichzeitig an einer ableismus- und diskriminierungskritischen Haltung ►

► gearbeitet werden muss, setzt sich nur vereinzelt durch. In Folge dessen werden Menschen mit Behinderung fast ausschließlich als Publikum adressiert, nicht aber als Akteur\*innen, die Kunst produzieren oder als Kulturpersonal arbeiten.

Ein ganzheitliches und wirksames Konzept für Barrierefreiheit muss aber die Expertise von Menschen mit Behinderung einbeziehen und untersuchen, worin Barrieren bestehen und welche Bedarfe Menschen mit Behinderungen im Kulturbereich haben. Barrierefreiheit darf auch nicht als einmalige Maßnahme oder Aufgabe einer einzelnen Abteilung verstanden werden, sondern ist als fortlaufender abteilungsübergreifender Prozess zu denken. Dieser Prozess sollte stetig evaluiert und bestenfalls in Kooperation mit Interessenverbänden und Selbstorganisationen weiterentwickelt werden.

Durch den bisher erfolgten strukturellen Ausschluss von Menschen mit Behinderungen fehlen im Kulturbetrieb wichtige Perspektiven auf unsere Gesellschaft. Kreatives Potential und Talent gehen verloren, solange der Kulturbetrieb die bestehenden Barrieren als gegeben

hinnimmt und sich nicht in der Verantwortung sieht, eine grundlegende Veränderung mitzugestalten.

In der Zusammenarbeit mit Institutionen die eigenen Zugangsvoraussetzungen immer wieder erklären oder verhandeln zu müssen, ist zeitraubend und mühsam. In unserer Empowerment-Beratung berichten behinderte Künstler\*innen und Kulturschaffende, dass sie im Kulturbetrieb selten auf gut informierte Ansprechpartner\*innen für ihre Belange treffen. Stattdessen müssen sie über ihre eigentliche Tätigkeit hinaus viel Zeit und Energie für die Beseitigung von Barrieren und die diesbezügliche Aufklärungsarbeit aufwenden. Diese Zeit wird von Institutionen selbstverständlich in Anspruch genommen, häufig sogar vorausgesetzt; die Verantwortung wird damit erneut abgegeben. So beschreibt Andreas Krüger, Referent für Barrierefreiheit und Inklusion an der Berlinischen Galerie, dass Barrierefreiheit in der Projektplanung meistens nicht von Anfang an mitgedacht wird und Kurator\*innen sie öfters in Frage stellen

(Interview Seite 9). Gerlinde Bendzuck berichtet, wie sie als Besucherin über ihr Recht aufklären muss, ein Hilfsmittel an der Garderobe abzugeben, und fordert eine Inklusionsgarantie für kulturelle Darbietungen (Interview Seite 16).

Es gibt wenig Bewusstsein dafür, wie sich erschwerte Zugangsvoraussetzungen auf die Arbeit von Künstler\*innen und Kulturschaffenden mit Behinderung auswirken. So sind Förderprogramme selten barrierefrei und berücksichtigen zum Beispiel weder Crip Time (siehe Illustration Seite 15) noch Zugangskosten bei der künstlerischen Produktion. Jurys haben zudem kaum Kenntnisse über die Wirkung von strukturellen Barrieren auf individuelle Lebens- und Ausbildungswege, sodass die vermeintlich objektiven künstlerischen Qualitätskriterien zu Ausschlüssen führen.

Damit Menschen mit Behinderung als Publikum selbstverständlich angesprochen werden, selbstbestimmt im Kulturbetrieb arbeiten können und ihre Kunst aus der Nische

heraus findet, braucht es letztlich eine verlässliche, transparente und barrierefreie Infrastruktur genauso wie einen Bewusstseinswandel.

Mit den sechs Interviews in dieser Broschüre stellen wir die Perspektive von Menschen mit Behinderungen im Kulturbetrieb ins Zentrum. Dabei war das Ziel, sowohl Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen zu befragen, Erfahrungen von Mehrfachdiskriminierung sichtbar zu machen, als auch verschiedene Positionen in Hinblick auf Personal (wer arbeitet im Kulturbetrieb), Programm (welche Geschichten werden erzählt) und Publikum (wer hat Zugang zu Kulturveranstaltungen) abzubilden. Damit gelingt es uns natürlich nicht, die tatsächliche Vielfalt der Erfahrungen von Menschen mit Behinderungen im Kulturbetrieb zu zeigen, aber hoffentlich für sie zu sensibilisieren. Diese Vielfalt spiegelt sich auch sprachlich wider: Menschen mit Behinderung nutzen unterschiedliche Begriffe und Konzepte, um über sich und ihre Behinderung zu sprechen. ►

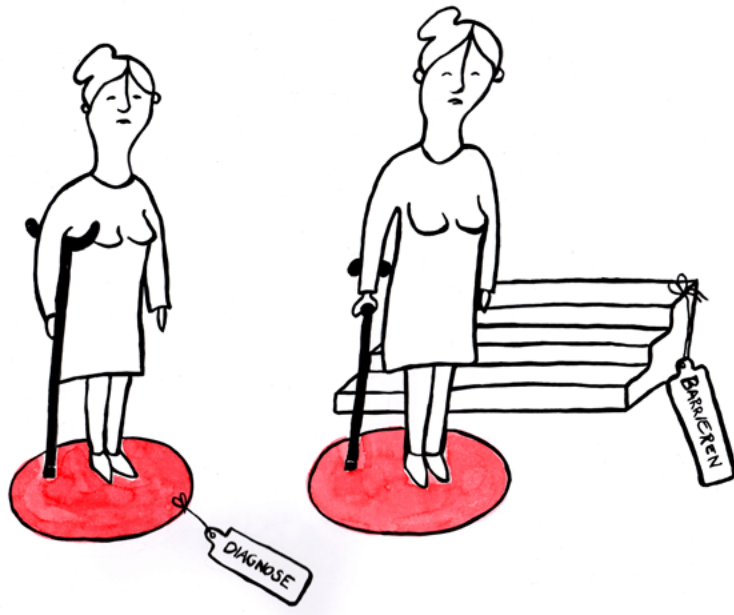
► Wir verwenden in der Broschüre beispielsweise das Wort „Taub“, das wir großschreiben, um zu markieren, dass es sich um eine Selbstbezeichnung handelt.

Dem sozialen Modell von Behinderung (siehe Illustration Seite 8) folgend schreiben wir „Künstler\*innen mit Behinderung“ oder „behinderte Künstler\*innen“, auch um auf das Disability Arts Movement zu verweisen, in dessen Kontext sich Künstler\*innen als „disabled artists“ identifizieren.

Die Interviews sind in Kooperation mit Die Neue Norm entstanden. Die Neue Norm ist ein Online-Magazin, das das Thema Behinderung in einen neuen Kontext stellt: raus aus der Charity- und Wohlfahrtsecke, rein in die Mitte der Gesellschaft. Im Rahmen dieser Kooperation haben Judyta Smykowski und Jonas Karpa die Umsetzung der Interviewserie mit ihrer Expertise zum Schreiben über Behinderung begleitet und vier der hier versammelten Interviews geführt. Judyta Smykowski ist Redaktionsleiterin von Die Neue Norm. Sie setzt sich für die mediale Sichtbarkeit von behinderten Menschen ein und gibt im Rahmen des Sozialhelden-Projektes Leidmedien.de Workshops zu klischeefreier Berichterstattung über behinderte Menschen. Jonas Karpa studierte Medien- und Musikwissenschaften. Er sammelte Erfahrung in verschiedenen Hörfunk- und TV-Redaktionen und unterstützt das Team der Sozialhelden. ■

# Inhalt

<b>„Kulturinstitutionen müssen sich die Frage stellen, für wen sie da sind“</b> - Interview mit Andreas Krüger	<b>9–14</b>
<b>„Ich möchte gleichberechtigt und selbständig das kulturelle Angebot nutzen können“</b> - Interview mit Gerlinde Bendzuck	<b>16–21</b>
<b>„Das Angebot für Taube Menschen ist dünn“</b> - Interview mit Wille Felix Zante	<b>23–26</b>
<b>„Wir bekommen nicht so viel Geld. Weniger als andere Schauspieler“</b> - Interview mit Hieu Pham	<b>27–29</b>
<b>„In der Vermittlungsarbeit geht es darum, als Institution den Rahmen zu verändern“</b> - Interview mit Murat Akan	<b>31–35</b>
<b>„Die Behinderung an sich ist noch keine Kunst“</b> - Interview mit Carolin Hartmann	<b>36–40</b>



# Modelle von Behinderung

Wie gesellschaftlich über Behinderung nachgedacht und gesprochen wird, ist sehr unterschiedlich.

Das medizinische oder individuelle Modell von Behinderung beschreibt Denkweisen, die Behinderung als defizitäre Eigenschaft eines Menschen verstehen.

Beim medizinischen Modell steht die Diagnose im Vordergrund und es geht darum, den Menschen, der „unter einer Behinderung leidet“, zu heilen. In diesem Zusammenhang wird auch häufig von Beeinträchtigung statt Behinderung gesprochen.

Das soziale Modell von Behinderung geht hingegen davon aus, dass Behinderung entsteht, weil in der Gesellschaft unterschiedliche Fähigkeiten und Voraussetzungen von Menschen nicht berücksichtigt werden. Menschen werden behindert, weil Umwelt und Angebote nicht barrierefrei sind. Es geht nicht darum, dass Individuen sich an eine gesellschaftliche Norm anpassen müssen, sondern die Gesellschaft muss sich verändern, damit sie weniger Menschen ausschließt. ■

# „Kulturinstitutionen müssen sich die Frage stellen, für wen sie da sind“

**Andreas Krüger** arbeitet seit 2017 an der Berlinischen Galerie. Zunächst war er als Volontär im Bereich Bildung tätig, seit 2019 ist er Referent für Inklusion und Barrierefreiheit. Als die Berlinische Galerie von 2015 bis 2017 daran arbeitete, ihre Dauerausstellung für blinde und sehbehinderte Personen zugänglich zu machen, war Andreas Krüger als Mitglied des Allgemeinen Blinden- und Sehbehindertenverein Berlin aktiv am Prozess beteiligt und beriet das Museum aus seiner Perspektive als sehbehinderte Person.

**Der Kulturbetrieb möchte sich öffnen und diverser werden. Für Menschen mit Behinderung ist der Zugang zum Kulturbetrieb nach wie vor schwierig – häufig stoßen sie schon in der Ausbildungszeit auf Barrieren. Wie war das in deinem Studium?**

Ich habe mich schon in der Schule sehr für Kunst interessiert und wollte Kunstpädagogik studieren. 2003 zog es mich daher nach Greifswald, wo ich bis 2010 studierte. ►



► In dieser Zeit erhielt ich die Diagnose, dass ich eine erblich bedingte Sehbehinderung habe – mit der Prognose blind zu werden. Das hat mich aus der Bahn geworfen, was die Zukunftsplanung anbelangt. Durch Gespräche mit anderen Betroffenen, mit meiner Familie und Freund\*innen habe ich aber versucht, wieder Motivation zu finden: Ich habe mir das Ziel gesetzt, das Studium fertig zu machen und meinem beruflichen Wunsch weiter nachzugehen. Das Studium war für mich recht anstrengend, weil ich damals noch nicht wusste, was es für Möglichkeiten gibt, als schwerbehinderter Student unterstützt zu werden.

### **Wie ging es nach dem Studium für dich weiter?**

Nach dem Studium war ich erstmal auf Arbeitssuche. Ich habe ein achtmonatiges Praktikum im Bereich Kultursponsoring absolviert. Danach war ich wieder auf der Suche. Dabei habe ich auch immer nach Beratungsstellen und Förderprogrammen für Arbeitssuchende mit Behinderungen Ausschau gehalten und bin so auf die Zentrale Auslands- und Fachvermittlung der Arbeitsagentur gestoßen, die sich unter anderem auf die Vermittlung von

schwerbehinderten Akademiker\*innen spezialisiert hat. Dadurch bin ich auf die Stelle bei der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen aufmerksam geworden. Die\*der Beauftragte verwirklicht im Dienstsitz im Kleisthaus in Berlin ein eigenes Kulturprogramm, um die kulturelle Teilhabe behinderter Menschen zu fördern. Dort war ich zwei Jahre verantwortlich für die Programmgestaltung. Das war für mich der Start, mich mit dem Thema Inklusion im Kulturbereich auseinanderzusetzen, mich selbst auf dem Feld zu schulen und zu spezialisieren. Weitere Erfahrungen habe ich durch meine ehrenamtliche Tätigkeit beim Allgemeinen Blinden- und Sehbehinderten-verein Berlin gesammelt. 2015 hat der Verein den Arbeitskreis Kultur und Freizeit gegründet, in dem wir Mitglieder uns stark machen für eine blinden- und sehbehindertengerechte Gestaltung von Kultureinrichtungen und diese auch beraten. Durch das Ehrenamt habe ich mit verschiedenen Häusern zusammengearbeitet. Ich habe begonnen, mir ein Netzwerk aufzubauen und mich im Berliner Kulturbetrieb allmählich zu positionieren.

Ich beteiligte mich an einem zweijährigen Projekt mit der Berlinischen Galerie: Die Dauerausstellung sollte für blinde und sehbehinderte Menschen zugänglich gemacht werden. Im Anschluss hatte ich das Glück, ein Volontariat hier in der Bildungsabteilung machen zu können.

**Du hast gesagt, dass du selbst recherchieren musstest, um die entsprechenden Beratungsstellen und Förderprogramme zu finden ...**

Ich finde, gerade in Berlin ist die Betreuung durch die Arbeitsagentur katastrophal. Da wurde mir beim ersten Treffen gesagt: „Was, Sie wollen mit Ihrer Sehbehinderung im Kulturbereich arbeiten? Da sehe ich ‚schwarz‘.“ Im Rückblick ist es schön zu beobachten, wie man durch eigene Willensstärke und die Unterstützung durch Familie und Freund\*innen doch zu seinem Ziel kommt und den Menschen, die das anzweifeln, zeigt, dass es funktioniert. Ich habe im Internet recherchiert, was es für Beratungsstellen und Träger gibt, bin über Selbsthilfeorganisationen gegangen und habe viel gelernt von anderen Betroffenen, die dann weitere Empfehlungen hatten.

**Als du auf Jobsuche warst, wurdest du sicher zu einigen Bewerbungsgesprächen eingeladen. Gab es in den Gesprächen eine Offenheit für deine Expertise und Bedarfe?**

Als mein Job bei der Bundesbeauftragten zu Ende ging, dachte ich, dass das Thema Inklusion im Kulturbetrieb zunehmend an Bedeutung gewinnt und in Museen angegangen wird. Da einige Häuser bereits Barrierefreiheit verfolgen, dachte ich, dass sie aufgeschlossen sind, sich diesbezüglich mit mir als Mitarbeiter, mit meiner fachlichen Expertise, weiterzuentwickeln. Ich habe aber gemerkt, dass es besonders in der Verwaltung und Organisation bei weitem noch nicht so ist. Im Bewerbungsgespräch fanden die Entscheider\*innen es zwar immer spannend, was es für Projekte in dem Bereich gibt, ich habe aber keinen Job angeboten bekommen. Da ich aufgrund meiner Schwerbehinderung zu den Bewerbungsgesprächen eingeladen werden musste, hatte ich viele interessante Treffen, die dann aber zu keinem Ziel führten. Inzwischen sind einzelne Museen sehr aktiv – auch aufgrund des öffentlichen Drucks und der gesetzlichen Forderungen. Das führt dazu, dass vereinzelt Expert\*innen gesucht werden. Doch diese Stellen bieten immer noch keine wirklich guten Arbeitsbedingungen, weil sie ►

► meistens befristet und projektfinanziert sind. Auch die entsprechenden räumlichen und administrativen Voraussetzungen sind oft nicht geschaffen. Außerdem ist die Sensibilisierung im Umgang mit behinderten Mitarbeiter\*innen häufig mangelhaft. Trotzdem ist zu beobachten, dass sich allmählich etwas tut.

**Die Berlinische Galerie ist eines der wenigen Museen, die eine eigene Stelle für Barrierefreiheit und Inklusion geschaffen haben. Welche Aufgaben hast du dort?**

Für die Berlinische Galerie ist Barrierefreiheit und Inklusion sehr wichtig. Da unser Haus kein Laufpublikum hat wie andere Museen in zentraler Lage, müssen wir in der Öffentlichkeitsarbeit und in der Vermittlung stärker agieren und kreativ sein. Meine Stelle ist an den Bereich Bildung angegliedert. Ich habe die Aufgabe, zusammen mit Christine van Haaren, der Leiterin des Bereichs, ein Konzept für barrierefreie Zugangsmöglichkeiten und Vermittlungsangebote zu entwickeln. Dabei ist es uns sehr wichtig, die Communitys nicht nur einzubinden, sondern mitwirken zu lassen. Nur sie können einschätzen, was sie brauchen, um unsere Ausstellungen eigenständig besuchen zu können.

Zu meinen Aufgaben gehört auch, dass ich Kolleg\*innen schule und sensibilisiere. Ich stelle zum Beispiel den Besucherbetreuer\*innen unser Konzept zu Inklusion und Barrierefreiheit vor, d.h. ich informiere sie darüber, welche Maßnahmen wir für den eigenständigen Ausstellungsbesuch bereitstellen und welche für die personelle Vermittlung. Ich erkläre auch, was notwendig ist, damit sich Besucher\*innen mit Behinderungen willkommen heißen fühlen, wo sie eventuell Unterstützung benötigen und wie diese durch die Mitarbeiter\*innen erfolgen kann. Das betrifft auch unsere wissenschaftlichen Mitarbeiter\*innen, die regelmäßig Führungen geben. Es gab beispielsweise eine Schulung für unsere Referent\*innen, um sie für die DGS-Verdolmetschung zu sensibilisieren. Als nächstes wollen wir Taube Personen einladen, damit sie noch einmal aus der Sicht von Betroffenen auf ihre Bedürfnisse bei der Kunstvermittlung und -wahrnehmung hinweisen.

**Was habt ihr erreicht? Was hat sich durch deine Arbeit verändert?**

Wir konnten die Angebote für Taube Personen fest etablieren. Inzwischen werden sämtliche Ausstellungseröffnungen von

DGS-Dolmetscher\*innen begleitet.  
Eine Kurator\*innenführung unter der Woche und eine am Wochenende werden ebenfalls regelmäßig in DGS verdolmetscht. Ein Wunsch von mir ist, künftig auch Taube Personen zu Kunstvermittler\*innen auszubilden, um dann Führungen und Workshops ausschließlich in Deutscher Gebärdensprache anbieten zu können. Im Bereich Sehen bieten wir bereits Tastführungen an, die von sehbehinderten Referent\*innen durchgeführt werden. Am meisten freut mich die Stringenz unserer Angebote: Dass wir eine feste Struktur etabliert haben, dass zu allen Sonderausstellungen und zur Dauerausstellung immer ein barrierefreies Mindestprogramm angeboten wird.

Man muss eine Kontinuität zeigen bei seinen Angeboten. Ich kann nicht verstehen, dass Barrierefreiheit und Inklusion nach sehr kurzer Zeit schon wieder hinterfragt werden. Letztendlich betrifft es doch alle Neuerungen, dass sie sich erst etablieren müssen. Außerdem muss man auch akzeptieren, dass man nicht ein Angebot für alle blinden oder alle Tauben Menschen macht. Auch persönliche Interessen spielen eine große Rolle. Wichtig ist, Teilhabe zu ermöglichen und Kultur für Menschen mit

und ohne Behinderungen gleichermaßen zugänglich zu machen.

### **Was würdest du dir von Kulturinstitutionen wünschen? Was sollten sie verändern?**

Weil Inklusion alle gesellschaftlichen Bereiche also auch den Kulturbetrieb betrifft, würde ich mir wünschen, dass die Kulturverwaltung mit den von ihr geförderten Häusern mehr ins Gespräch geht. Dass gemeinsame Ziele festgelegt werden, die dann auch umgesetzt werden. Auch glaube ich, dass es sehr wichtig ist für die Häuser, sich miteinander zu diesem Thema auszutauschen, um an das nötige Fachwissen zu gelangen.

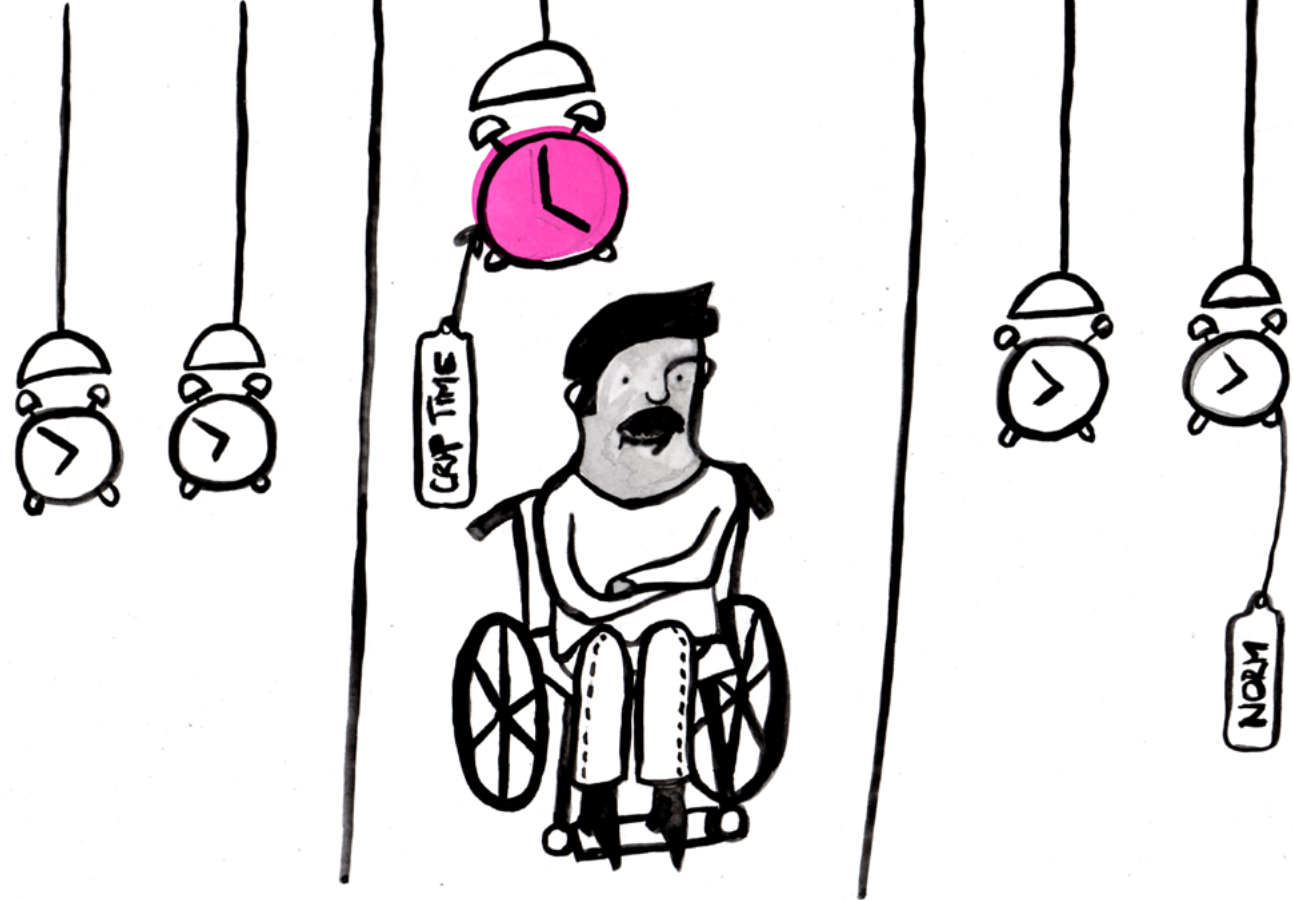
Inklusion und gleichberechtigte Teilhabe sollten nicht nur in der Bildungsabteilung angesiedelt sein, sondern Inklusion sollte ganzheitlich gedacht werden. Kulturinstitutionen müssen sich die Frage stellen, für wen sie da sind und für wen sie ihre Ausstellungen eigentlich machen. Noch mangelt es am Dialog und Begegnungen, die Veränderungen anstoßen. Verwaltungen und Kultureinrichtungen müssen selbst diverser werden, damit sie von den Erfahrungen der Mitarbeitenden mit Behinderungen profitieren können. ►

► Die Zusammenarbeit in einem Kollegium führt dann zu Sensibilisierung und gegenseitiger Unterstützung sowie zu verbesserten Abläufen und einem sozialen Miteinander.

Bei einer Projektplanung ist Barrierefreiheit häufig der Punkt, der hinterfragt wird. Wenn sie von Anfang an und selbstverständlich mitgedacht würde, würde das bestimmte Arbeitsprozesse erleichtern. Wenn ich Kurator\*innen oder Ausstellungsgestalter\*innen beispielsweise auf die Unterfahrbarkeit von Vitrinen, die Höhe von Tastmodellen oder die Ausleuchtung und kontrastreiche Gestaltung hinweise, dann stößt das oft auf Unverständnis. Dabei würde ich mich freuen, gemeinsam nach Lösungen zu suchen, die sich sowohl ästhetisch in den Ausstellungsraum einfügen, als auch funktional und nutzbar für alle Besucher\*innen sind. Auch im Büro ist wenig an meine Bedarfe angepasst: angefangen bei den Besprechungen mit Powerpoint-Präsentation bis zu den ganzen Formularen. Trotzdem gibt es in der Berlinischen Galerie den Willen und das Entgegenkommen, barrierefreier zu werden. In einem Arbeitsprozess einmal so agieren zu können, dass mir keine Grenzen aufgezeigt

werden, ist aber leider noch nicht vorgekommen. Mit Unterstützung durch meine Arbeitsassistentin können jedoch viele Aufgaben und Abläufe leichter erledigt beziehungsweise verbessert werden. Leider war die Beantragung und Bewilligung der Assistenz beim Integrationsamt sehr aufwendig und langwierig. ■

**Interview:** Cordula Kehr



## Crip Time

In unserer Leistungsgesellschaft werden Menschen oft danach beurteilt, was sie leisten können und wie schnell. Menschen, die behindert werden, haben aber häufig einen zeitlichen Mehraufwand. Sie brauchen Zeit, weil der öffentliche Raum nicht auf ihre Bedürfnisse ausgerichtet ist, sie ihr Gesundheitsmanagement organisieren und eine Vielzahl an Barrieren überwinden müssen. Diese zusätzliche Zeit wird Crip Time genannt.

Gleichzeitig ist Crip Time aber auch ein widerständiges Konzept. Sie widersetzt sich dem gesellschaftlichen Leistungsdruck und dem Anspruch an Flexibilität an das Individuum. Crip Time fordert ein Umdenken, da die Zeit, die jedem Menschen im Alltag zur Verfügung steht, sehr unterschiedlich ist. ■

**„Ich möchte gleichberechtigt und selbstständig das kulturelle Angebot nutzen können.“**

**Gerlinde Bendzuck** ist im Ehrenamt Vorsitzende der Landesvereinigung Selbsthilfe Berlin e.V., der Dachorganisation der Berliner Selbsthilfeorganisationen für Menschen mit Behinderungen und chronischen Krankheiten. Sie engagiert sich für Patienten-Empowerment im Bereich Digital Health. Sie ist Mitglied im Fachgremium Pflege 4.0 der Berliner Gesundheitsverwaltung, Vorstandsmitglied der Deutschen Rheuma-Liga Bundesverband und Mitglied im Verbandsrat des Paritätischen Gesamtverbandes. Beruflich ist sie Inhaberin einer Marktforschungsagentur im Kulturbereich.

## **Was gehört für Sie zum gelungenen Besuch einer Kulturveranstaltung?**

Im Jahr 2020 möchte ich in Berlin, unabhängig von der kulturellen Darbietungsform, eine Inklusionsgarantie haben. Damit meine ich, dass ich mich als Besucherin darauf verlassen können möchte, die angemessenen Vorkehrungen, die ich für meine Behinderung brauche, vorzufinden. Egal ob barrierefreies Ticketing oder einen Rollstuhlplatz in angemessener Platzqualität – und das nicht nur drei Wochen zuvor buchbar. Es gibt leider immer noch zu viele Beispiele dafür, wie wir immer wieder doch ausgegrenzt werden. Man verbringt sehr viel Energie damit, seinen Besuch zu organisieren. Deshalb ist eine verlässliche, umfassende Information zu allen Belangen der Barrierefreiheit so wichtig.

## **Sind der größere Aufwand und die Informationsbeschaffung das grundlegende Problem?**

Jein. Ich möchte gleichberechtigt und selbstständig das kulturelle Angebot nutzen können wie jeder andere Besucher ohne Behinderung. Auch die Willkommenskultur ist wichtig. Ich möchte nicht erst in der Telefonschleife hängen, um an ein Ticket zu

kommen, und danach eine viertel Stunde Verhandlungen führen müssen, um nachzuweisen, dass ich einen Schwerbehindertenausweis habe. Die Servicekette vor Ort muss funktionieren: Wissen die Mitarbeiter\*innen was sie tun sollen? Wie offen ist das Haus überhaupt gegenüber Menschen mit Behinderung? Wie transportiert sich das in der Kommunikation und mit welcher Haltung wird das angeboten? Bin ich wirklich willkommen oder eher nur ein Kostenfaktor, weil ein Rollstuhlplatz ein bis zwei Sitzplätze kostet? Das sind Fragen der Unternehmenskultur. Diese ganzen Niederungen, die man als Mensch mit Behinderungen erlebt ... Mir wurde zum Beispiel einmal aus Gründen des Denkmalschutzes verwehrt, mein Rollstuhlzuggerät in der Garderobe abzugeben. Da klar zu machen, dass das ein Hilfsmittel ist und sie das ganz bestimmt annehmen müssen ... Es kostet jedes Mal Energie, seine Rechte durchzusetzen. ►



## ► Was sollte auf der Bühne oder Leinwand zu sehen sein?

Ich wünsche mir im Regelbetrieb und in speziellen Formaten, dass Menschen mit Behinderung noch häufiger besetzt werden. Das hat mit den strukturellen Gründen von Gebäuden und mit dem Bewusstsein zu tun, dass das noch nicht flächendeckend passiert. Es gibt seit neun Jahren diese wunderbare Veranstaltung NO LIMITS, ein internationales inklusives Festival für Tanz und Performance. Das ist ein Format auf einem extrem hohen künstlerischen Niveau, was auch über die Grenzen Berlins hinaus strahlt. Es verdeutlicht sehr gut, dass Menschen mit verschiedenen Behinderungen in inklusiven Gruppen großartige künstlerische Leistungen vollbringen können. Ich wünsche mir aber auch mehr Künstler\*innen mit Behinderung im Regelbetrieb. Wann kommt zum Beispiel die erste rollstuhlfahrende Person in ein deutsches A-Orchester?

## Und was sollte auf der inhaltlichen Ebene gezeigt werden?

Inklusive Geschichten sollten noch flächendeckender im Regelbetrieb auftauchen. Ich wünsche mir aber auch,

Stichwort Blackfacing-Debatte, dass Figuren, die eine Behinderung haben sollen, konsequent von Menschen mit Behinderung gespielt werden.

## Wie schätzen Sie denn den Status quo bei solchen Besetzungsfragen ein?

Wie viele behinderte Menschen haben denn feste Engagements im Schauspielbetrieb? Vielleicht muss man da auch über eine Quote reden. Aber wir sind da wieder bei den Anfängen: Wie viele Hochschulen nehmen denn Künstler\*innen mit Behinderung, wenn sie nicht gerade Thomas Quasthoff heißen, der eine Ausnahmebegabung, ein starkes Durchsetzungsvermögen und viele Kontakte hat? Ich erwarte am Deutschen Theater mit seinen 80 Festengagierten, dass ein paar Menschen mit Behinderung dabei sind. Übrigens genauso wie auch Personen of Color dabei sein sollten. Es gibt auch Menschen mit Behinderung, die ins Theater gehen, um sich mit ihrer Rolle in der Gesellschaft auseinanderzusetzen. Sie haben den Anspruch, sich repräsentiert zu sehen.

## **Wie ist Ihr Empfinden: Wie werden Menschen mit Behinderung auf der Bühne oder Leinwand dargestellt?**

Da ist man noch sehr bei der Held-oder-Opfer-Geschichte und oft noch entfernt davon, dass Behinderung eines von vielen prägenden Merkmalen einer Figur ist. Im Tatort darf ein Mensch mit Behinderung auch mal ein Charakterschwein sein. Behindert und böse muss eine Option sein – das will ich sehen.

## **Liegt der Fehler im System?**

Ja. Theater Thikwa und RambaZamba beispielsweise sind hervorragende Institutionen, wo Menschen mit Behinderungen Akteur\*innen sind. Aber gerade diese beiden funktionieren mit Künstler\*innen aus dem Werkstattbetrieb, wo Menschen unter dem Mindestlohn bezahlt und quasi ausgebeutet werden, angesichts der Leistung, die sie erbringen. Das gehört schleunigst abgeschafft. Wenn man dann mit den Leiter\*innen dort in Kontakt ist, spürt man ein großes Bedauern. Man möchte es anders haben, aber die Gesetzeslage sei nun mal so. Ich sehe auch in diesen Spezialinstitutionen leider sehr viel mehr

Wahrungsinteressen der eigenen Institutionen als eine Beförderung des Inklusionsgedankens. Es ist ein Skandal, dass herausragende Schauspieler\*innen aus Thikwa und RambaZamba für marktübliche Honorare an große Bühnen ausgeliehen werden, die dann aber dem Träger zugutekommen.

## **Wie kann man dem entgegenwirken?**

Ich wünsche mir von der Stadt Berlin und auch von der Kulturförderung mindestens ein Modellprojekt, das Wege in den ersten Arbeitsmarkt aufzeigt. So wie es zum Beispiel in der darstellenden Kunst in Nordrhein-Westfalen mit einigen Programmen versucht wird und wo es zumindest einzelne Erfolgsgeschichten gibt.

## **Und wo müssten Kulturinstitutionen ansetzen, um inklusiver zu werden?**

Ich wünsche mir grundlegende Prozesse, die bei einer Evaluation anfangen und zu Bewusstseinswandel führen. Zehn Jahre nach der UN-BRK (Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen) kann man sich schon die Frage stellen ,Wie inklusiv ist meine Institution eigentlich ►

► inzwischen? – von der Besucher\*innenseite und für die Künstler\*innen. Mir fehlt der systematische Ansatz bei vielen Institutionen. So ein Prozess besteht aus sehr vielen kleinen Schritten, die gegangen werden müssen, eingebunden in einen strategischen Plan, mit einer Zielvereinbarung und unter Einbindung von Menschen mit Behinderungen und ihren Verbänden. Am Anfang steht aber der erklärte Wille der Leitung, ihr Haus wirklich inklusiv zu gestalten, und zu erschließen, was das tatsächlich bedeutet.

### **Woher weiß man denn, was getan werden muss?**

Da ist die Politik in der Pflicht, Zielvorgaben zu machen und unter Umständen die Ressourcen dafür bereit zu stellen, auch für Sensibilisierungsmaßnahmen. Es ist nicht nur der mangelnde Wille der Kulturinstitutionen, sondern auch der mangelnde Druck der Fördergeber\*innen, eine inklusive Qualität konsequent zu entwickeln und anzubieten.

### **Wie haben sich denn die entsprechenden gesetzlichen Vorgaben in den letzten Jahren entwickelt?**

Wir haben in Berlin vor zwei Jahren eine Bauverordnung verabschiedet, die sagt,

dass öffentlich zugängliche Gebäude nur noch im Besucher\*innenbereich barrierefrei zugänglich sein müssen. Ich erlebe es als Anbieterin von kulturellen Dienstleistungen sehr oft, dass ich dann über irgendwelche selbstgebastelten Holzrampen in die nicht öffentlich zugänglichen Verwaltungsteile der Kulturinstitutionen gelangen muss, um mit meinen Auftraggeber\*innen zu sprechen. Diese Institutionen können Menschen mit Behinderung nicht dauerhaft fest einstellen, da die Struktur erstmal nicht gegeben ist.

### **Sie selbst betreiben auch Publikumsforschung. Was haben Sie herausgefunden?**

Wir müssen in den nächsten Jahren massiv untersuchen, welche Bedürfnisse Menschen mit Behinderung in Berlin haben, die kulturelle Teilhabe wahrnehmen möchten. Es gibt keine Daten dazu, welche Anforderungen Menschen mit psychischen Erkrankungen, Autist\*innen oder Personen mit Demenz oder kognitiven Einschränkungen haben. Der bisherige Ansatz ist, dass bestenfalls alle zwei Jahre eine quantitative Forschung betrieben wird, in der anwesende Besucher\*innen summarisch gefragt werden, wie sie die Barrierefreiheit beurteilen. Damit kann man natürlich nicht den Kern des Problems angehen.

### **Wie kommt diese Forschung den Veranstaltungsorten zugute?**

Ich sehe es als einen verpflichtenden Baustein, eine Art Diversitätsindex oder Inklusionsindex zu schaffen. So kann man als Institution die Bedarfe auch dingfest machen – so wie in der regulären Marktforschung. Ist es die Bausubstanz, sind es die Angebote oder die Serviceketten? Institutionen dürfen sich auf keinen Fall damit rausreden, dass es so anstrengend und teuer sei und das mit der Inklusion schon wieder weg gehe.

### **Das ganze Engagement ist aber nur zielführend, wenn die Kulturinstitutionen es auch wollen.**

Ja, es braucht dieses grundsätzliche Verständnis, dass da eine größere Gruppe von Menschen ist, die selbstverständlich dazugehört.

### **Sonst wirken die Maßnahmen so aufgezwungen, was man dann auch spürt.**

Das sehe ich auch so. Das ist ein strukturelles Problem der anfangs erwähnten Willkommenskultur. Das erstreckt sich auch auf andere Gruppen: Personen of Color oder

Personen, die sozioökonomisch benachteiligt sind. Es gibt noch viele vulnerable Gruppen, die bisher auch noch keine gleichberechtigte kulturelle Teilhabe haben. Ich hoffe, dass man diesen Haltungswandel schneller erreicht, wenn wir als Menschen mit Behinderung nicht nur für uns selbst argumentieren, sondern den Blick auch auf diese anderen Gruppen richten. Ich erlebe in meiner Beratungstätigkeit oft, dass gesagt wird, dass alles so teuer sei. Es ist das Totschlagargument, um sich gar nicht auf den Weg zu machen. Aber durch die Solidarisierung mit anderen Gruppen ist es einfacher zu kommunizieren, dass das ein notwendiger Prozess ist und jede Gruppe als Teil und Erweiterung des Publikums zu begreifen ist. ■

**Interview:** Jonas Karpa



# Konventionen

Der Kulturbetrieb ist durch eine Vielzahl an Konventionen geprägt. Diese betreffen zum Beispiel die Atmosphäre bei Aufführungen. So sind bei klassischen Konzerten oder Theaterabenden Geräusche aus dem Publikum unerwünscht. Von den Zuschauer\*innen wird erwartet, während der Aufführung stillzusitzen. Konventionen betreffen aber nicht nur das Publikum, sondern zum Beispiel auch

die Gestaltung von Ausstellungsräumen. Auf Barrierefreiheit wird häufig aufgrund normativer ästhetischer Vorstellungen verzichtet. Außerdem gibt es Erwartungen an Menschen, die im Kulturbetrieb arbeiten: Wem wird eine eigenständige künstlerische Vision oder eine kulturelle Expertise zugetraut? Wer ist „belastbar“ genug für eine Leitungsposition? Wer entspricht dem Stereotyp des Genies und „verkauft sich gut“?

# „Das Angebot für Taube Menschen ist dünn“

**Wille Felix Zante** studierte Deutsche Gebärdensprache und Amerikanistik. Er ist in der Berliner Kulturlandschaft in mehreren Rollen tätig: als Zuschauer, Berater für die Belange Tauber Menschen und Schauspieler.

**Wille, du gehst gerne ins Theater, bist als Schauspieler aktiv und teilst auf Twitter Beobachtungen zu Barrierefreiheit. Was können Kulturinstitutionen tun, um zugänglicher zu werden?**

Das Theater könnte auf jeden Fall Übertitel anzeigen, wobei das ein Quatschbegriff ist. Viele Gehörlose verstehen nicht, was Übertitel sein sollen. Sie sehen den Begriff Übertitel und denken dann, dass er sie nicht betrifft. Gemeint sind Untertitel, die über der Bühne angezeigt werden,

daher der Name. Manchmal werden sie auch neben der Bühne auf einem Bildschirm gezeigt. Aber natürlich ist es wichtig, dass die Leinwand ins Bühnenbild passt. Viele gehörlose Personen suchen nach Theatern mit Untertiteln und finden keine Angebote, da überall von Übertiteln die Rede ist. Das ist ein ziemliches Versäumnis.

**Wäre die Lösung, sie einheitlich Untertitel zu nennen?**

Es wäre schonmal klug, sie bekannter zu machen. Ich verstehe die Unterscheidung hierbei nicht. Geräusche und kleine Dinge werden zum Beispiel auch nicht übertitelt, sind aber manchmal für die Handlung entscheidend. ▶

## ► Gibt es ein breites Angebot an Übertiteln?

Die Fläche auf der Bühne wäre zumindest bei den meisten Theatern vorhanden. Ich war mal bei einer englischen Vorführung von Hamlet, dort gab es sie. Normalerweise wird nur bei „exotischen“ Sprachen übertitelt, die weniger gesprochen werden, wie Italienisch. Leider ist die Technik nicht immer zuverlässig. Und im Dunkeln am Handy mitzulesen, ist auch keine gute Lösung. Das sieht man ja bei der Greta & Starks App im Kino schon, dass das nichts ist.

## Gab es im Kino mal Beschwerden aufgrund des hellen Handylichts?

Ein Freund hat die App mal benutzt, als sie neu rauskam, und er wurde direkt deswegen angepöbelt. Bei Workshops, in denen ich das erwähne, finden es auch viele Leute blöd und unpraktisch. Auf dem Papier ist das aber eine tolle Idee.

## Wie machst du es im Kino und wie wäre es dort ideal für dich?

Ich suche mir Vorstellungen mit Untertiteln aus. Oft sind es englische Vorstellungen. Manchmal warte ich auch auf die DVD.

Die haben oftmals aber leider keine deutsche Untertitelspur. Grundsätzlich sollte man an der Kinokasse sagen können: ‚Ich brauche Untertitel.‘ Und dann würde der Film mit Untertiteln gezeigt. Es müsste egal sein, ob es die anderen irritiert. Für Menschen, die diese zusätzliche Information stört, kann man ja speziell untertitelfreie Vorstellungen anbieten.

## Wie können Museen inklusiver werden?

Ich bin nicht oft im Museum mit Führungen. Aber wenn, dann wäre es schön, Führungen auf Gebärdensprache mitzumachen. Mit Video-Dolmetscher ist es auch nicht optimal. Es geht zur Not, aber direkt ist es einfach besser. Gebärdensprache lebt davon, dass man auch Fragen stellt. Das kann man mit einem Video-Dolmetscher nicht.

## Hast du schonmal erlebt, dass es Videoguides gab mit Gebärdensprachdolmetscher\*innen?

Ja, das haben einige Museen in Berlin umgesetzt. Es gab zum Beispiel eine Ausstellung über Max Beckmann 2016 in der Berlinischen Galerie.

Mir würde es schon reichen, wenn Videos in der Ausstellung mit Untertiteln verfügbar wären. Außerdem wäre es schön, wenn Mitarbeiter vielleicht ein wenig in Gebärdensprache geschult sind. Wenn ich frage, wo ist dies oder wo ist das, dann sollen sie nicht anfangen zu sprechen, sondern mit dem Finger darauf zeigen. Da sind viele Leute im Museum sehr steif. Das alles sollte mal ein wenig aufgelockert werden.

### **Wie sähe eine Lösung für das Theater aus?**

Teilweise ist auf der Website angegeben, ob es sich um eine barrierefreie Fassung handelt. Manchmal muss man auch suchen und schauen, was damit gemeint ist. Für mich sind zum Beispiel englischsprachige Unter- oder Übertitel okay, das ist aber nicht bei jeder Person so. Wenn man speziell danach suchen könnte, wäre das sehr schön.

### **Du bist selbst auch als Schauspieler aktiv.**

Ich habe im Stück „Die Taube Zeitmaschine“ mitgespielt. Im Stück ging es um die Geschichte der Gehörlosen.

### **Welche Rolle hast du verkörpert?**

Verschiedene. Es war teilweise dokumentarisch, da wir Texte vorgetragen haben, die zum Beispiel beschrieben, mit welchen Methoden man versucht hat, Gehörlose zu heilen. Aderlass und Schädelbrechen waren dabei.

### **War das Publikum vor Ort inklusiv?**

Das Stück ist darauf ausgelegt, dass es alle verstehen und das Publikum viel mitnehmen kann. Es gab Figuren, die gleichzeitig geredet und gebärdet haben. Im nächsten Stück haben wir versucht, auf eine visuell poetische Art zu gebärden. Etwas vereinfacht und runtergebrochen, damit es schön aussieht, aber immer noch verständlich ist.

### **Ist das ein festes Ensemble, in dem du spielst?**

Das Ensemble war immer eine Mischung aus Profis und Laien. Anfangs waren die Profis vorwiegend Hörende, inzwischen sind auch unter den Tauben Schauspielern Profis. Es ist ein Verein, gegründet von Michaela Caspar, die auch die Regisseurin der Stücke ist. ►



## ► Könnte denn ein klassisches Theaterstück von Shakespeare in Gebärdensprache funktionieren?

Wenn Gebärdensprache ein abstraktes Niveau hat, weil der Text selbst so abstrakt ist, dann ist das eben so. Dann ist es wenigstens zugänglich. Ich finde das völlig okay, nicht alles zu verstehen. Das Verstehen liegt an mir. In Lautsprache habe ich keine Chance, es zu verstehen. Ich verstehe zwar einzelne Wörter, aber es ist sehr anstrengend.

## Könnten die Stücke auch von Dolmetschenden für das Publikum übersetzt werden?

Die Problematik ist, dass Dolmetscher am Rand stehen müssen. Das ist aber besser als nichts. Als Zuschauer muss man dann nur ziemlich viel hin und her schauen. So verpasst man Schlüsselszenen. Eine Alternative wäre, dass die Dolmetscher intensiv bei den Proben eingebunden werden. Es ist zeitaufwendig und es gibt Schauspieler, die das nicht mögen. Das wäre aber eine gute Alternative.

## Wie reagiert das Taube Publikum auf eure Arbeit?

Das Angebot für Taube Menschen ist so dünn, dass sie eigentlich alles angucken müssen, was es mit Gebärdensprache gibt. Es wäre schön, wenn es mehr Theatergruppen mit Gebärdensprache oder mit Gehörlosen gibt. Man könnte sich austauschen oder mal zu einem anderen Stück gehen – und könnte dann sagen, ob es gut oder schlecht war. Man könnte sich inspirieren lassen. Dieser Austausch fehlt komplett in der Branche. ■

## Interview: Judyta Smykowski

**„Wir bekommen nicht so viel Geld.  
Weniger als andere Schauspieler“**

**Hieu Pham** ist SchauspielerIn, TänzerIn und MusikerIn mit Lernschwierigkeiten. Über die VIA Blumenfisch Werkstatt ist sie seit 2012 Ensemblemitglied des RambaZamba Theaters und tritt regelmäßig in Produktionen auf.

### **Wann hast du gemerkt, dass du Interesse am Schauspiel hast?**

Während meiner Schulzeit war das. In der Schule war ich in der Schwarzlicht-Theater-AG, was mir sehr viel Spaß gemacht hat. Außerdem hatte ich die Möglichkeit, bei zwei Schülerpraktika in Schauspiel-Werkstätten Erfahrung zu sammeln. Die Praktika dauerten zwei bis vier Wochen.

### **Gab es Menschen, die dich auf deinem Weg unterstützt haben?**

Meine Eltern haben mich unterstützt und mir den Rücken freigehalten. Und hier im RambaZamba Theater gibt es sehr viele Menschen, die mir helfen und mich betreuen. Wir sind hier ein starkes Team.

### **Gibt es oder gab es denn für dich Vorbilder, zum Beispiel Hollywood-Schauspieler\*innen, zu denen du aufgeschaut hast?**

Nein. Ich finde auch nicht, dass man diese Hollywood-Stars mit dem vergleichen kann, was wir hier machen. Hollywood ist Film und ich stehe hier als Schauspielerin im Theater auf der Bühne.

Wir sind Schauspieler\*innen mit Behinderung. Wir im RambaZamba sind keine Stars – wir sind normal.

### **Spielt die Behinderung in den Stücken von euch eine Rolle?**

Die Behinderung sollte egal sein. Wir bekommen Positives für unsere Aufführungen zu hören. Und dabei spielt es keine Rolle, dass wir Schauspieler mit Behinderung sind. Übrigens auch für mich und meine Rollen und auch untereinander mit den anderen Schauspielern nicht.

### **Kannst du von der Schauspielerei leben?**

Wir bekommen in der VIA Blumenfisch Werkstatt nicht so viel Geld. Weniger als andere Schauspieler. Ich kann aber davon leben, da ich noch bei meinen Eltern wohne. Dort helfe ich dann im Haushalt mit.

### **Findest du das ungerecht?**

Ich finde schon, dass wir mehr bekommen sollten. Aber man kann das RambaZamba Theater jetzt auch nicht mit anderen Theatern vergleichen.

Bei uns gibt es auch Fahrdienste, die uns hin und wieder zurück bringen. Oder dass Assistenten vor Ort sind. Die Organisation hier ist ganz anders.

### **Was muss passieren, damit mehr Menschen mit Behinderung zu Theaterveranstaltungen gehen können?**

Die Theater in Berlin müssen barrierefreier werden. Dann können auch Menschen im Rollstuhl sich die Stücke anschauen. Beim Popkultur Festival gab es viele verschiedene Hilfsmittel für Menschen mit Behinderung. Das hat gut geklappt.

### **Gibt es – neben dem Schauspiel – noch andere künstlerische Tätigkeiten, die du machst?**

Ich tanze sehr gerne und mache Musik. Ich singe in der Band 21Downbeat und spiele dort auch Schlagzeug. Nicht beides gleichzeitig, aber abwechselnd. Wir sind sechs Schauspieler hier aus dem Theater. Zwei davon haben das Down-Syndrom. Unterstützt werden wir von Leo Solter, der die Stücke komponiert und mit uns probt.

### **Welche Wünsche für die Zukunft hast du?**

Ich würde gerne Regie machen. Das interessiert mich und da würde ich mich persönlich auch weiterentwickeln. Letztes Jahr habe ich einem Schauspielkollegen schon zugucken können, wie er mit anderen ein Stück aus der Nibelungen-Geschichte geprobt hat. Das hat er sehr gut gemacht.

### **Kannst du dir auch vorstellen, Auftritte abseits des RambaZamba Theaters zu haben?**

Regie würde ich erstmal gerne hier ausprobieren. Als Schauspielerin kann ich mir das sehr gut vorstellen. Ich bin durch das Schauspiel viel selbstbewusster und mutiger geworden. Ich probiere gerne neue Sachen aus. So habe ich zum Beispiel auch schon zwei kleine Auftritte in den Filmen „Ghost Dance“ und „24 Wochen“ gehabt. Mit unserer Band 21Downbeat haben wir auch schon einige Auftritte auf Festivals gehabt, zum Beispiel auf dem Popkultur Festival, bei der Fusion oder in der Berghain Kantine. ■

**Interview:** Jonas Karpa



# Soziokultur

Kunst von behinderten Künstler\*innen wird oft im Kontext von Soziokultur und kultureller Bildung gefördert und gezeigt. Natürlich gibt es behinderte Künstler\*innen, die diese Kontexte selbstbestimmt wählen. Wenn Soziokultur und kulturelle Bildung aber die einzigen Kontexte sind, in denen behinderte Künstler\*innen gefördert und ihre Werke gezeigt werden, dann liegt dem eine

problematische Unterscheidung in Hochkultur, also „richtige Kunst“, und Soziokultur, Kunst mit „sozialem Touch“, zugrunde.

Die automatische Einordnung von Kunst behinderter Künstler\*innen in die Kategorie Soziokultur ist dann, trotz aller Rhetorik, als Abwertung zu verstehen. ■

# „In der Vermittlungsarbeit geht es darum, als Institution den Rahmen zu verändern“

**Murat Akan** ist Historiker und seit 15 Jahren in der politischen und historischen Bildungsarbeit tätig unter anderem auch für verschiedene Museen, darunter das Jüdische Museum, das Deutsche Historische Museum und die Gedenkstätte Deutscher Widerstand. Zum Zeitpunkt des Interviews arbeitete Murat Akan als Curator of Outreach beim Dokumentationszentrum Topographie des Terrors. (Curator of Outreach sind von der Senatsverwaltung für Kultur und Europa geförderte Stellen, die Berliner Museen und Gedenkstätten dabei unterstützen, ein diverseres Publikum durch Vermittlungsarbeit zu erreichen.)

## **Du arbeitest schon sehr lange im Kulturbetrieb. Auf welche Barrieren bist du auf deinem Weg hierher gestoßen?**

Ich bin Historiker und seit circa 15 Jahren in der Kulturszene tätig. Zuerst habe ich freiberuflich gearbeitet, vor allem am Jüdischen Museum Berlin, dann festangestellt bei einem Träger, der sich mit entwicklungspolitischer Bildung beschäftigt. Jetzt bin ich beim Dokumentationszentrum Topographie des Terrors im Bereich Outreach tätig. Wenn ich über Barrieren nachdenke, fällt mir als erstes ein sehr einschneidendes Erlebnis ein, das ich bei einem Bewerbungsgespräch direkt nach dem Studium hatte. Ich wusste damals noch nicht, dass ich eine sehr seltene Erkrankung habe. Ich habe die Stelle nicht bekommen – sehr viel später habe ich erfahren, dass das Gespräch als „von Alkoholismus beeinflusst“ gedeutet wurde. Als ich das herausgefunden habe, kannte ich meine Diagnose, und es war ein großer Schock für mich. Einerseits konnte ich verstehen, dass das Gespräch so gedeutet wurde, andererseits habe ich das schwerwiegende Missverständnis dahinter gesehen. Ich kann es zwar nicht eindeutig erfassen und belegen, wie meine Krankheit meinen Werdegang beeinflusst hat, aber ich würde sagen, dass sie es auf jeden

Fall getan hat. Jetzt bin ich wieder auf Jobsuche und zweifle an der Aussage, dass schwerbehinderte Bewerber\*innen bei gleicher Qualifikation eher eingestellt werden. Ich vermute fast, dass das Gegenteil zutrifft.

## **Zurzeit arbeitest du als Curator of Outreach im Dokumentationszentrum Topographie des Terrors. Wie versuchst du, marginalisierte Perspektiven in der Erinnerungsarbeit zu berücksichtigen?**

Eine meiner Ideen dafür ist, globaler zu denken. Ich habe beispielsweise letztes Jahr eine Veranstaltung konzipiert zu NS-Tätern in Südamerika nach 1945 und ihrem dortigen Wirken. Dafür habe ich eine Skypekonferenz mit Akteur\*innen aus Buenos Aires organisiert. Außerdem begleite ich eine Person mit Lernschwierigkeiten, damit sie hier Seminare und Führungen mit mir im Tandem anbieten kann. Jenseits der Formate, die ich im Bereich Outreach entwickle, sehen die Besucher\*innen durch mich einen Menschen mit Behinderung, der am Alltag teilhat. Das ist für viele eine wahnsinnige Überraschung.

## **Was ist dein Zugang zu Outreach? Warum ist dir Outreach wichtig?**

Outreach hat eine große Schnittmenge zum Inklusionsgedanken. In der Vermittlungsarbeit geht es immer darum, dass wir als Institution unseren Rahmen verändern, und nicht die Besucher\*innen sich anpassen müssen. Das finde ich einen wichtigen Standpunkt. Außerdem lässt sich Outreach mit Diversität zusammen denken: Die Institutionen sind noch wenig divers und sehr eurozentrisch aufgestellt. Ich versuche mit dem Outreachprogramm andere Perspektiven einzubringen. Wir haben zum Beispiel mit dem Verein Lokal e.V. ein rassismuskritisches Seminar zur Wilhelmstraße erstellt. Das Dokumentationszentrum Topographie des Terrors hat die Geschichtsmeile Wilhelmstraße mitgestaltet. Die Wilhelmstraße war der zentrale Ort der deutschen Macht im 19. Jahrhundert. Der Titel des rassismuskritischen Seminars ist „Vom Zentrum der Macht zur Geschichtsmeile“ und es geht um die Präsentation von Geschichte im Stadtraum. Eine wichtige Frage dabei ist: Wer wählt aus, woran wir uns erinnern?

## **Wenn Behinderung und/oder Rassismus im (Geschichts-)Museum thematisiert werden, hat das dann die nötige Tiefe? Oder ist das ein „Erzählen über“, das Betroffene nicht einbezieht?**

Die partizipative Ausstellungsgestaltung ist bei Gedenkstätten anders als bei Kunstmuseen noch nicht weit verbreitet. Während das Stadtmuseum eine Ausstellung machen kann wie „Bizim Berlin“, die Fotos von Ergun Çağatay aus der Wendezeit zeigt und die auf den Fotos abgebildeten Personen dazu heute porträtiert, gibt es an Gedenkstätten oft noch Vorbehalte, andere Perspektiven einzubinden. Das ist eine Zukunftsaufgabe. Es gibt aber auch Ausnahmen. Bei der Erinnerungsstätte Notaufnahmelager Marienfelde gibt es eine Audiointervention – das könnte auch für andere Gedenkstätten ein Weg sein. Mir ist es ein Anliegen, Erinnerungskultur multiperspektivisch zu gestalten und neue Zugänge zu schaffen. ►



► **Stichwort „multiperspektivisch“**  
– **welche Rolle spielt Intersektionalität bei deiner Arbeit?**

Intersektionalität ist für viele ein Fremdwort. Ich fände es spannend, wenn man dazu ein Bildungsprogramm anbieten könnte. Die Überschneidung von Diskriminierungsformen ist selbst den Diskriminierten manchmal nicht bewusst. Eine diskriminierte Person weiß nicht, warum sie beispielsweise eine Stelle nicht bekommen hat. Liegt es daran, dass sie eine Behinderung hat oder eine Person of Color ist oder beides?

**Gibt es trotzdem bestimmte Zuschreibungen, die du wahrnimmst?**

Das Aussehen ist dabei schon zentral. Dass ich einen Rollator besitze und nutze, wissen die meisten in meinem Umfeld. Das ist vielleicht das erste, was erwähnt werden würde. Mein türkischer Hintergrund ist zwar nicht sichtbar, aber mein Aussehen wird öfter als nicht-deutsch gelesen. Andere Dinge sind nicht sichtbar und spielen für die Außenwelt vielleicht nicht so eine große Rolle. Dass ich langsamer spreche wegen meiner Krankheit, wissen viele nicht. Ich habe aber einmal gesagt bekommen, dass ich keine

pädagogische Arbeit machen könne, weil ich so komisch redete. Da denke ich: Das ist Geschmackssache.

**Die Vorstellung, wer geeignet ist, etwas zu vermitteln, und wie die Person dabei auftreten soll, ist sehr normativ im Kulturbetrieb.**

Das ist vielleicht das zentrale, wenn wir über Barrieren sprechen: Es sind oft nicht die offensichtlichen Barrieren wie eine fehlende Rampe oder ein fehlender Fahrstuhl. Es sind eher die Schubladen in den Köpfen. Was kann ein Mensch und wozu ist er zu gebrauchen? Das ist eine sehr kapitalistische Logik. Das mag erstaunen, dass das im Kulturbereich auch nicht besser ist als in anderen Bereichen. Ich würde sagen: Ja, es macht Sinn, dass ich nicht Handwerker geworden bin, aber Diskriminierung gibt es auch im Kulturbereich.

### **Ist Barriereabbau im Kulturbetrieb denn ein Thema? Was sind diesbezüglich Herausforderungen für Institutionen?**

In dieser Hinsicht finde ich das Curator of Outreach-Programm des Berliner Senats ganz gut, weil es dazu beiträgt, dass sich etwas bewegt. Die Berlinische Galerie hat viel umgesetzt und das Haus der Wannsee-Konferenz hat seine Dauerausstellung nach den Regeln des „Design für alle“ neugestaltet. Viele Institutionen haben leider noch ein falsches Bild von Inklusion: Inklusion ist nicht einfach die Interessensvertretung einer kleinen Gruppe, sondern eine gesellschaftliche Pflichtaufgabe, die allen dient. Dieser Gedanke müsste sich in der ganzen Gesellschaft durchsetzen.

### **Hast du das Gefühl, dass das Outreach-Programm auch nach innen in die Institution wirkt? Verändert das Programm auch die Strukturen im Haus?**

Wenn Outreach als Querschnittsaufgabe gedacht wird, sozusagen auch als Inreach, dann erreiche ich mehr, als wenn es auf die Vermittlungsebene begrenzt ist.

Ich konzipiere zusätzliche Veranstaltungsformate, wie zum Beispiel vor kurzem die Veranstaltung zum Tag der Muttersprache, die ein anderes Publikum ansprechen als das reguläre Programm. Etwa die Hälfte der Besucher\*innen, die am Tag der Muttersprache hier waren, haben diesen Lernort zum ersten Mal besucht. Ich würde mir deswegen wünschen, dass diese Formate – auch ohne mich – fortbestehen. ■

**Interview:** Carolin Huth, Cordula Kehr

**„Die Behinderung an sich  
ist noch keine Kunst.“**

**Carolin Hartmann** ist freischaffende Tänzerin, Performerin, Schriftstellerin und Yogalehrerin. Sie lebt mit Friedreich-Ataxie, einer chronischen Nervenerkrankung. Sie war Residenzkünstlerin (2019-2020) von Making A Difference (BIRDS und zuletzt BRAIN OPERATION) und bietet inklusive Workshops zu mentalem Training und Yoga an.

## Was machst du für Kunst?

Ich mache verschiedene Sachen von Tanz, Theater und Performance. In den letzten Jahren ging es immer mehr darum, mich frei zu machen und meinen Körper zu entdecken. Gerade auch den Bewegungen meines Körpers zuzuschauen und sie nicht in eine bestimmte Tanzrichtung zu drängen. Was passiert dabei, was will mein Körper mir sagen? Wie folge ich der Bewegung mit ungeteilter Aufmerksamkeit? Wie gehe ich damit um, dass so viele Blicke auf mich gerichtet sind? Um mein Nervensystem da ruhig und stabil zu halten, sodass ich weiter frei in der Bewegung und im Ausdruck bin, braucht es Konzentration. Dann entspanne ich in der Bewegung. Im Alltag macht man nur eine Bewegung, um etwas zu erreichen. Beim Tanzen lasse ich meinen Körper frei und schaue ihm ohne Effizienzgedanken dabei zu, was er machen möchte. Zudem mache ich viele Kunstprojekte, die die Neuroplastizität betreffen. Ich schreibe dabei auch Texte, die durch Audio-Aufnahmen hörbar gemacht werden, während ich performe. Es ist die Poesie zwischen Körper und Geist, die ich dabei erforsche. Meine Kunst vereint Wissenschaft, Spiritualität und Poesie.

## Wie bist du zur Kunst gekommen?

Mein Jurastudium hat mich herausgefordert und so beansprucht, dass mir gar nicht klar war, dass mein Körper verkümmert und nach Aufmerksamkeit schreit. Mein juristisches Referendariat habe ich dann abbrechen müssen, da es mir gesundheitlich immer schlechter ging: ständige Migräne und Überforderung.

Nach dem Abbruch meines Referendariats habe ich mich entschlossen, den Rest meines Lebens meinem Körper und meiner Kunst zu widmen. Mit diesem Entschluss bin ich nach Indien geflogen, um dort mehrere Monate in einem Ashram zu leben. Was ich in Indien gelernt habe, gebe ich bis heute in meinen inklusiven Kursen weiter: zum Beispiel, dass es beim Yoga nicht um körperliche Darstellung im Außen geht, sondern um Introspektion, Innenschau. Yoga befasst sich mit der Körper-Geist-Beziehung, dem Feld meiner Kunst. Zurück in Deutschland habe ich angefangen zu tanzen. Außerdem fing ich an, Gedichte und Texte zu schreiben sowie Musik zu machen. Nebenbei entstanden Filme, die mich und meine Kunstprojekte dokumentieren („Sirenita“ von Luis Ortiz oder „Brain Operation“ von Yango Gonzalez). ▶

► So habe ich mein künstlerisches Leben begonnen. Ich war immer offen für Neues.

### **Kannst du vom Tanz und Yoga-Unterricht leben?**

Nein, leider nicht. Ich bekomme Grundsicherung. Ich habe schon öfters überlegt, das zu ändern, vielleicht doch einen Job anzunehmen. Das ginge aber nur auf Kosten meiner Kunst.

### **Wer hat dich begleitet auf deinem künstlerischen Weg? Gibt es Vorbilder, zum Beispiel auch Menschen mit Behinderung?**

Sowohl Künstler\*innen mit als auch ohne Behinderung haben mich inspiriert auf meinem künstlerischen Weg. Ich liebe Frida Kahlo. Sie war so kraftvoll und mental stark genug, ihr Leben mit seinen schweren Schicksalsschlägen und ihren traumatisierten Körper in ihre wunderschöne Kunst zu packen.

### **Würdest du dir mehr Sichtbarkeit wünschen von Künstler\*innen mit Behinderung?**

Nein, nicht unbedingt mehr Sichtbarkeit, aber ich würde mir allgemein mehr Respekt vor

einem Künstler wünschen, der sein Innerstes zeigt und sich so verletzlich macht. Egal, ob mit oder ohne Behinderung. Klar, darf kritisiert werden, aber konstruktiv und nicht verletzend. Interessanterweise kam bei mir die schärfste Kritik von anderen Künstler\*innen mit Behinderung.

### **Findet deine Kunst im Mainstream oder eher in der Soziokultur, im kleineren Rahmen statt?**

Ich würde schon sagen bisher im kleineren Rahmen. Kleine Performances, Workshops in Yogastudios und Lesungen oder Filmscreenings auch meistens im kleinen Kreis (Ateliers von Freunden).

### **Sind dort Menschen mit Behinderung unter sich oder ist es inklusiv?**

Bunt gemischt. Völlig übergreifend und definitiv inklusiv. Das ist mir auch sehr wichtig, denn dieser Stempel, der die Kunst separiert und danach unterscheidet, ob der\*die Künstler\*in eine Behinderung hat, zeugt doch von mangelndem Kunstverständnis einer völlig unfreien und normativen Gesellschaft.

### **Ist es auf Seiten der Menschen ohne Behinderung auch manchmal ein „Nicht-Ernst-Nehmen“ der Kunst?**

Einige finden meine Kunst schon übertrieben „inspirierend“. Oder finden alles „mutig“, was ich mache. Wahrscheinlich schon meine Existenz. Die Tatsache, dass ich anders und „extra“ bin, macht mich noch lange nicht zur Künstlerin. Also einerseits steht man als Künstler\*in mit Behinderung übertrieben „unter Welpenschutz“ und ist vor jeder Art von Kritik geschützt. Andererseits muss man richtig, richtig gut sein, um auch von Menschen ohne Behinderung verstanden und ernst genommen zu werden.

### **Sollte die Behinderung im künstlerischen Schaffen vorkommen?**

Vorschreiben sollte man es bestimmt nicht. Die Behinderung an sich ist noch keine Kunst. Ich kann von meiner Warte aus nur sagen, wie gut mir die Kunst tut. Genau auf meinen Körper zu schauen. Der Druck, alles schnell zu machen, belastet mich und mein Nervensystem. Bei der Kunst kann ich von diesem Druck Abstand nehmen. Ich feiere mein Anderssein als eine Besonderheit. Es ist ein Ventil für mich.

### **Beeinflusst deine Behinderung deine künstlerische Praxis beziehungsweise inwiefern profitiert deine Kunst von deiner Behinderung?**

Als Tänzerin und Performerin erforsche ich den geistigen Anteil an der Bewegung. Mein Körper eignet sich durch seine chronische Nervenerkrankung hervorragend als Forschungsobjekt. Es ist die neuronale Kommunikation zwischen Körper und Geist, die sehr eigen ist. Während ich in meinem Alltag meinen Körper sehr oft als abgespalten von meinem Geist erfahre, bin ich eins in meiner Kunst.

Aus eigener Betroffenheit war mein Interesse für Neurowissenschaften schon sehr früh geweckt. Ich erfuhr von der Neuroplastizität, die eine Veränderbarkeit des Gehirns und so auch der Nerven durch Lernprozesse festgestellt hat. Ich wollte nun mein Gehirn dazu bringen, sich bestmöglich an den krankheitstypischen „Defekt“ im Kleinhirn, der für die Motorik zuständig ist, anzupassen. Es sollte mutieren und neue synaptische Verbindungen herstellen, um seine motorischen Aufgaben wahrnehmen zu können. Ich entwickelte meine „Bordering-Methode“, die bei einer Bewegung die komplette Muskelkette ►

▶ zurückverfolgt, um so eventuelle Blockaden lokalisieren und auflösen zu können. Diese „Bordering-Methode“ durfte ich 2019 in einer Künstlerresidenz von Making A Difference weiterentwickeln. Durch diese Arbeit konnte ich die Kommunikation zwischen Körper und Geist stärken, sie transparenter machen. Jedoch konnte ich noch immer nicht mit selbstgesteuerter Neuroplastizität mein Gehirn verändern. Dies wiederum war die Motivation für mein letztes Tanzprojekt „BRAIN OPERATION 2020“.

**Wenn Kulturinstitutionen inklusiver werden möchten, was würdest du ihnen raten? Wo können Sie anfangen?**

Bei der generellen barrierefreien Zugänglichkeit. Das Netzwerk ausbauen, also verschiedene Leute mit und ohne Behinderung zusammenbringen. Ich fände es gut, wenn ein Rahmen geschaffen wird, in dem regelmäßige Zusammenkünfte – und dadurch regelmäßiger Austausch und Dialog – entstehen können: Seminare, Gruppen, Workshops, Kurse – also inklusiv mit behinderten und nichtbehinderten Künstler\*innen, sodass man sich nicht wie von einem anderen Stern fühlt.

**Was wären noch Wünsche an den Berliner Kulturbetrieb?**

Mehr Offenheit, mehr ausprobieren, mehr wagen – also auch mal ganz neue Konzepte versuchen. Der Körper wird so gehyped und der geistige Aspekt, die Konzentration, die notwendig ist, um den Körper bei der Bewegung zu unterstützen beziehungsweise die Bewegung überhaupt zu ermöglichen, kommt dabei meiner Meinung nach zu kurz. Ich finde auch eine Offenheit und Anerkennung vielfältiger Körper gehört zum Umgang mit dem Körper. ■

**Interview: Judyta Smykowski**

## **Impressum**

Diversity Arts Culture  
Teil der Stiftung für Kulturelle  
Weiterbildung und Kulturberatung  
Vorstand: Jasper Bieger  
Redaktion: Cordula Kehr (V.i.S.d.P.)  
Spandauer Damm 19  
14059 Berlin

[www.diversity-arts-culture.berlin](http://www.diversity-arts-culture.berlin)

## **Konzeption**

Carolin Huth, Cordula Kehr

## **Illustrationen**

Annton Beate Schmidt  
[anntonbeateschmidt.com](http://anntonbeateschmidt.com)

## **Gestaltung**

Inkl. Design GmbH Agentur für inklusive Gestaltung

## **Druck**

Inkl. Design GmbH Agentur für inklusive Gestaltung





Diese Publikation ist auch als barrierefreies PDF unter [diversity-arts-culture.berlin/magazin/behinderung-im-spielplan](https://diversity-arts-culture.berlin/magazin/behinderung-im-spielplan) verfügbar.